

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwergeprüft

das Gefühl der Bitterkeit, das sich in ihm regte, zu überwinden. Es war ihm nur zu klar, daß Fritz an all seinem Glend die Schuld trug. Aus reiner Eifersucht hatte derselbe ihn in Schmach und Schande gestoßen. — Aber „Liebet eure Feinde“, sagte der Heiland, „segnet die euch fluchen.“ — Hans hatte ihm vergeben.

Was war das? — Hans blieb plötzlich stehen und hielt die Hand ans Ohr. — Ein Hilferuf, — vom See her mußte der gekommen sein. — Jetzt ein zweiter, ein dritter, ganz deutlicher. — Ohne sich zu bestimmen eilte Hans zum See.

Da sah er seinen ehemaligen Kollegen auf einem halbversunkenen, leichten Rahne, voller Verzweiflung, händeringend stehen. — Das Fahrzeug war leck geworden, und Fritz Wellner, der des Schwimmens nicht kundig war, sah seinem sicheren Tode entgegen. — Jetzt versinkt er vollends. Fritz streckt noch einmal die Arme hilfesuchend nach oben, dann ist nichts mehr zu sehen als die weiten Wellenkreise, die der See an der Unglücksstelle schlägt. — Hans hatte sich seines Rockes und der Stiefeln entledigt, kühn schwimmt er auf den See hinaus, er hat seine Seele Gott befohlen, und der Herr ist mit ihm. — Er erreicht die Unglücksstelle, und es gelingt ihm, tief untertauchend, den bereits ohnmächtigen Fritz Wellner zu erfassen und mit Ausbietung seiner letzten Kräfte ans rettende Ufer zu schaffen.

Inzwischen waren auch andere Leute herbeigeeilt und waren Hans bei dem Wiederbelebungsversuchen, die derselbe mit dem Verunglückten anstellte, behilflich. Fritz Wellner erwachte denn auch bald aus seiner Ohnmacht und erfuhr, wer sein

Ketter sei. Er war keines Dankeswortes fähig, aber er drückte Hans die Hand und flüsterte leise: „Vergib mir.“

*

Fritz Wellner hatte plötzlich seine Stellung bei Oppermann aufgegeben und war nach Amerika gezogen, um dort sein Glück zu versuchen. — Aus San Franzisko schrieb er eines Tages einen Brief an Oppermann, und bekannte darin reumütig, daß er seinem Kollegen Müller aus Eifersucht so schweres Unrecht getan hätte. Er wäre der Dieb der goldenen Uhr gewesen und hätte dieselbe in Müllers Stube versteckt, um jenen ins Gefängnis zu bringen. Gleichzeitig schrieb er auch an Hans und bat denselben um Verzeihung. Seit jenem Tage, wo er ihn vom sicheren Tode gerettet, hätte er vor seinem Gewissen keine Ruhe mehr gehabt, er wäre in die Ferne geflohen, aber ohne Frieden müßte er leben. Er hätte die Allmacht und die Gerechtigkeit Gottes erkannt. —

Das gab in der Stadt wieder viel zu reden. — Der alte Oppermann wußte gar nicht, wie er den guten Hans Müller für alles erlittene Unrecht entschädigen sollte, er bat ihn, sein Kompagnon zu werden und vertraute ihm, nachdem er darauf eingegangen war, sein ganzes Geschäft an.

Hans aber sagte zu seiner Geliebten, die sich jetzt seiner nicht mehr schämen brauchte und öffentlich mit ihm verlobt wurde: „Mein Glaube ist nicht zu Schanden geworden. Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Ihm wollen wir vertrauen unser Leben lang, dann wird es uns an nichts fehlen.“

— Schwergeprüft. —

Erzählung aus dem Leben. Von Hans Brandes.

Sie war die Tochter eines kindergesegneten Mannes, der als Tagelöhner sich ehrlich und recht, aber kümmerlich durchs Leben schlug. Anna war schon als kleines Mädchen das schönste unter den Tagelöhnerskindern. Bis zu ihrem 16. Jahre von der Schulentlassung an, diente sie als Kinderhüterin im Hause des Bürgermeisters der Heimatgemeinde; dann kam sie in die Stadt, und erhielt dort so viel Lohn, daß sie allmonatlich zehn Mark nach Hause schicken konnte. Jedesmal, wenn die Anna heimkam zu Besuch, verwunderten sich die Leute des Dorfes darüber, wie schön das Mädchen geworden war. Aber diese Tatsache merkten Verschiedene in der Stadt auch, und an Verehrern fehlte es der Anna drum nicht. Wenn sie klink

und sauber nach dem Markte eilte, den krummbeinigen Dackel der Herrschaft als Begleiter, drehte wohl mancher der Vorübergehenden den Kopf nach ihr um und murmelte: „Ei, was ein hübsches Mädel!“

Der Anna blieb das nicht verborgen; aber sie gab nicht viel darauf, scherzte zwar mit denen, die ihr schmeichelten, wollte aber von einer Liebschaft nichts wissen.

So war sie zwanzig Jahre alt geworden, hatte am ersten Plaze ausgeharrt und war von ihrer Herrschaft gehalten wie eines, das zur Familie gehört.

Da trat in ihrem Leben eine Wendung ein, und diese kam durch einen Mann.

Er war Maschinenschlosser von Beruf und arbeitete in einer chemischen Fabrik. Sein gebräuntes Gesicht mit dem braunen, wohlgepflegten Schnurrbarte und die dunklen Augen, die so schnelle Blicke auf Anna warfen, hatten es ihr angetan. Sie richtete es so ein, daß sie sich öfters begegnen mußten, und als er sie einmal anredete, gab sie ihm einen zwar verlegenen, aber aufmunternden Bescheid. Bald waren Friedrich Steinhäuser und Anna Seiter ein Liebespaar geworden. Das Mädchen liebte den jungen Mann aufrichtig, und weil die Liebe blind ist, merkte Anna nicht, daß die Lebensanschauungen ihres Geliebten nicht die ehrsamsten waren. Wohl aber erkannte dies bald ihre Dienstherrschaft und machte das Mädchen warnend darauf aufmerksam. Anna schlug aber alles in den Wind; denn der Maschinenschlosser mußte sie durch solch süße Worte zu betören, daß der Rat wohlmeinender Leute verslog wie Spreu im Sturme. Da griff die Herrschaft zum letzten Mittel. Sie machte durch eine briefliche Mitteilung die Eltern auf Annas Tun aufmerksam.

Am nächsten Sonntag, es war mitten in der Ernte, zog der Tagelöhner seinen Festrock an und wanderte zur Bahnstation, um nach der Stadt zu reisen. Seine Stirne war etwas unwölkt, aber zuversichtlich schritt er vorwärts; sein Gang würde gewiß nicht vergebens sein.

Anna erschrak ordentlich, als sie öffnete und den Vater draußen stehen sah.

„Was wollt Ihr, Vater?“ brachte sie mühsam heraus und vergaß in der Verlegenheit fast, ihm zum Willkommen die Hand zu reichen.

„Was ich will? Das sollst gleich merken!“ polterte der Alte. „Die Liebchaft muß aufhören, daß es weißt, Maide! Ich will ein brav Kind aufzuzogen haben, kein Lumpenmensch!“

Anna schluchzte. Schließlich brachte sie heraus: „Mein Bräutigam ist ein braver Mensch. Er will mich heiraten!“

Da erhob der alte Mann die Fäuste. „Heiraten? Hat er Geld? Du hast keins, das weißt. Und Bräutigam sagt? Ein' Liebsten hast, kein' Bräutigam. Zu dem hätt' ich auch noch ein Wörtlein z'reden. Du bist ja noch nit volljährig. Auf der Stell' schreibst ihm, daß nit mehr von ihm wissen magst!“

„Ach Gott, Vater! Das kann ich nit; das wär' ja ein' Lug. Ich hab' ihn ja so gern wie kein' Mensch auf der Welt!“

„So? Das will ich mir merken und wills auch deiner Mutter sagen, die dich geboren und großzogen hat. Da muß man ja schöne Sachen hören von seinem eigenen Kind. Ist wohl am

besten, ich geh' wieder heim und sag' den Unsern, daß wir ein' Tochter und ein' Schwester, die Anna heißt, nit mehr haben?“

„Vater!“ schrie das Mädchen auf, warf sich ihm zu Füßen und rang die Hände: „Wollt Ihr mich verstoßen?“

Da legte der Tagelöhner seine schwielige Rechte auf das Haupt der Tochter und sprach: „Mein Kind muß folgen, Anna! Sonst will ich lieber kein Kind haben!“

Dann redete er lange auf sie ein und sagte in einer Stunde soviel, als er daheim in einer ganzen Woche kaum sprach. Schließlich brachte er es soweit, daß sie zusagte, dem Geliebten abzuschreiben und auf des Vaters Geheiß gleich Tinte und Papier herbeiholte. Der Tagelöhner diktierte. Er hatte noch nie in seinem Leben einen solchen Abschiedsbrief geschrieben und auch noch keinen gelesen. Aber dieser Brief wurde doch so bestimmt und unzweideutig abgefaßt, daß ihn kein Advokat hätte besser fertigen können. Der Alte ließ sich auch durch kein Schluchzen und keine Einreden seiner Tochter irre machen. „So schreibst!“ sagte er, und darauf blieb er stehen. Als dann der Brief zur Post gegeben war, marschierte Seiter dem Bahnhofe zu, um wieder heimzufahren. Das Ziel war erreicht. Aber so ganz ruhig war er in seinem Herzen doch nicht.

Für das Mädchen kamen schlimme Tage. Mit jeder Post erwartete Anna einen Brief von Fritz Steinhäuser, der wohl die bittersten Vorwürfe enthalten würde, und anfänglich zitterte sie davor.

Aber nichts kam. Tag um Tag verging. Nichts. Eine große Unruhe überkam die Hartende. Alle Vorwürfe der Welt hätte sie geduldig hingenommen, aber dieses Schweigen ertrug sie nicht. Ruhelos wälzte sie sich des Nachts im Bette, und ihre Seufzer und Gebete stiegen zum Himmel auf. Ob des immerwährenden Grämens und Wachens wurden ihre Wangen schmal. Da faßte sie in einer Nacht den Entschluß, ihm zu schreiben, ihm ausführlich zu berichten, wie sie vom Vater zu jenem Abschiedsbriefe gezwungen worden sei, und ihn zu bitten, daß er sie wenigstens nicht verachten möge, wenn sie sich auch nicht angehören dürften.

Am Abend, nachdem er diesen Brief erhalten, war er bei ihr, und als sie seine Küsse spürte, entfloß das dem Vater gegebene Versprechen aus ihrem Gedächtnis. Die Sache war ins alte Fahrwasser gekommen.

„Wir heiraten uns, und das gleich, wenn du einundzwanzig bist! Verstehst!“ sagte der Maschinenschlosser, und Anna verstand. Wohl hatte sie noch lange Gewissensbisse, aber ihr Fritz wußte all das wegzureden. „Und hörst, Anna! Zum nächsten

Ersten kündigst den Dienst! Bei denen da bleibst mit!"

Die Anna tat dies. Und weil ihre Herrschaft den Kündigungsgrund erriet, ließ man sie ziehen, wenn es auch ungern geschah. Das Mädchen kam in ein vornehmes Haus. Aber da paßte es ihr gar nicht, und gern wäre sie nach einem Monat schon zurückgekehrt, wenn dies ihr Stolz zugelassen hätte.

So verging die Zeit bis zu ihrer Volljährigkeit. Nach Hause schrieb die Anna nicht mehr. Die daheim ließen auch nichts von sich hören, weil ihnen der Wankelmut der Tochter und Schwester zu Gehör gekommen war. So hatte das Mädchen nichts mehr als ihren Friz. Der genügte freilich vorerst, und wenn seiner Geliebten sorgenvolle Reuegedanken ins Herz schleichen wollten, dann stöseten ihr seine süßen Reden und Versprechungen alle Bangigkeit hinweg.

So kam der Winter, und mit ihm erreichte Anna Seiner ihre Volljährigkeit. Da wurde Hochzeit gehalten. Das Mädchen schrieb heim und lud alle zur Hochzeitsfeier ein. Da kam ein Brief von der Mutter. Sie bat und beschwor die Tochter unter Tränen, nicht so gedankenlos darauflos zu heiraten; Anna sei ja noch so jung und habe wohl noch einige Jahrlein Zeit.

Die Empfängerin dieser Ermahnungen weinte zwar beim Lesen; aber sie glaubte, jetzt nicht mehr zurück zu können, und so wurde denn geheiratet.

Hoch gings bei der Hochzeit nicht her. Ein paar Freunde des Bräutigams brachten zwar durch allerhand Alostria Leben in die Unterhaltung; aber Anna tat es doch ein wenig wehe, daß sie all die sinnigen Hochzeitsgebräuche entbehren mußte, die daheim im Dorfe gelbt wurden. Und als die Männer dem Weine etwas stark zugesprochen hatten, da wurde bald eine wüste Lärmerei daraus. Der jungen Braut mißfiel das, und wie ein Stachel drang ihr der Gedanke ins Herz, daß ihr Gatte am Ende auch nicht anders geartet sei, als diese unflätigen Trinker und Krakehler, die mit seiner Freundschaft so dick taten.

Das war der erste bittere Tropfen in die erhoffte Süßigkeit ihres Glückselches.

Weil die Anna kein Vermögen besaß, ebensowenig als ihr Auserwählter, und auch keines von beiden nennenswerte Ersparnisse gemacht hatte, mußte die Aussteuer auf Abzahlung von einem Kreditthause beschafft werden. Alle Monat war eine Ratenzahlung von 25 Mark zu leisten.

Im Anfange lebten nun die beiden jungen Eheleute recht gut zusammen. Anna hatte ihren Mann aufrichtig lieb, und da sie meinte, ihr Friz sei ihr auch mit ganzem Herzen zugetan, schien

ihr des Lebensglückes Sonne recht morgenfroh; denn sie hielt die überschwänglichen Zärtlichkeiten ihres Gatten für den Ausdruck einer echten, tiefen Liebe. Doch sollte sie nur zu bald erfahren, daß ein Mann, der weder Herz noch Verstand mit in die Ehe bringt, nicht imstande ist, ein dauerndes Glück zu begründen.

Raum vierzehn Tage nach der Hochzeit sagte der junge Mann: „Du, Anna, heut Abend richtest mir das Nachtesfen zeitig. Weißt, ich muß in eine Sitzung des Turnvereins; denn ich bin Mitglied des Verwaltungsrats und darf nit fehlen!“

Das junge Weibchen fand nichts dabei. Als sie aber dann ganz allein in der Stube saß, überkam sie doch ein Gefühl der Einsamkeit. Um 10 Uhr schon lauschte sie alle Augenblicke, ob die Haustüre nicht aufgeschloffen würde. Seufzend ging sie um 11 Uhr zu Bett, vermochte aber nicht einzuschlafen, und begann schon um 12 Uhr zu fürchten, es möchte ihm etwas zugestoßen sein. Endlich um 1 Uhr kam er heim, und wie er ins Schlafzimmer trat, war sein Schritt wankend, und seine Stimme, mit der er ihr den Gruß bot, war heiser und rauh.

Für den nächsten Tag hatten seine Freunde eine Kegelpartie bestimmt; natürlich durfte Friz dabei nicht fehlen; hatte er doch bis zu seiner Verheiratung bei allen Abendvergnügen eine Hauptrolle gespielt.

Nach dem Abendessen sagte er weiter nichts; er ging in die Kammer und zog sich um. Heraus tretend sprach er dann so obenhin: „Ich geh' in den Döfen. Wir kegeln!“

Sie sah bittend zu ihm auf. „Kommst aber nit so spät, Friz!“

„Zwölf wird's schon!“ lautete sein Bescheid, und schon war er zur Türe draußen.

Die junge Frau saß am Tische und stützte den Kopf in die Hände. Noch stand das Eßgeschirr vom Abendbrot her vor ihr, und schon war sie wieder allein. Ein Würgeln stieg ihr den Hals heraus, und es traten unversehens Tränen in ihre braunen Augen. So sah also das Glück an der Seite ihres Gatten aus! Den Tag über hielt ihn die Arbeit fern von Heim und Weib, und nun wollte er die Abende im Wirtshause zubringen?

Den dritten Tag war es aber nicht besser, auch nicht den vierten. Schließlich machte sie ihm beim Morgentkaffee sanfte Vorhaltungen. Er entgegnete nicht viel, redete nur etwas von Verpflichtungen seinen Freunden gegenüber. Die junge Frau meinte, ihre Worte hätten Eindruck auf ihn gemacht. Am Abend die alte Geschichte.

Ihr Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an, als er nach dem Gute griff.

„Fritz, bleib noch eine Weile da bei mir!“ bat sie leise.

„Zu was auch? Im Gesangverein warten sie auf mich, und da muß ich gehen!“

„Ach Gott! In wie viel Vereinen bist du denn? Gehest dir fremde Menschen über dein Weib?“

Da ward er giftig. „Was? Meinst, ich hab' g'heiratet, um daheim zu versauern? Wenn ich mag, geh' ich fort, und ich geh' hin, wo ich mag. Wenn dir das nit paßt, kannst einen Stecken dazu stecken.“

Damit warf er hinter sich die Türe krachend ins Schloß und polterte die Stiege hinunter.

So ging es nun fast jeden Tag. Kaum, daß er einmal des Abends daheim blieb. Anna grämte sich sehr darüber. Aber wie sie auch still in sich hineinweinte, es half alles nichts. Fritz blieb nicht zu Hause.

Die Sache hatte aber noch eine andere Seite. Das allabendliche Wirtshausstinken kostete Geld; der tägliche Verdienst des Maschinenschlossers war auf ein solches Leben nicht geeicht, und bald war Geldnot im Hause. Wie dann die Rate für die Möbel fällig wurde, mußte sich Steinhauser den Betrag von einem Freunde leihen.

Das lehrte die junge Frau nachdenken. Um wenigstens das Geld für die Ratenzahlungen bereit zu haben, nahm sie Waschaufträge an und stand nun oft den ganzen Nachmittag und manchmal auch bis tief in die Nacht hinein hinter dem Waschkübel. Bei dieser Arbeit zogen ihr denn allerlei Gedanken durch den Kopf. Dafür also hatte sie geheiratet, hatte den Zorn der Eltern auf sich herabbeschworen, daß sie sich nun ihr ganzes Leben hindurch abmühen könne, damit es der Mann des Abends um so gemüthlicher habe in seinen Vereinen. O daß sie auf den Vater gehört hätte! Zu spät.

Und doch liebte sie ihren Gatten und war dankbar für jeden Blick, den er ihr gab.

Oft meinte sie, es müsse ihr doch einmal gelingen, den Mann ans Haus zu fesseln. Sie suchte, es ihm daheim so bequem wie möglich zu machen, begann ihm zu erzählen, wenn er das Abendbrot eingenommen hatte, kaufte ihm Zigarren, stellte Streichholz und Aschenbecher daneben; aber alles nützte nichts. Die Zigarren steckte Fritz in die Tasche und rauchte sie im Wirtshause. Für ihre Neugierigkeiten oder Erinnerungen hatte er gar keinen Sinn; ein Viertischgespräch war ihm zehnmal lieber.

Wenn sie nun sah, daß alles nutzlos war, mußte sie sich gestehen, daß er sie gar nicht liebte, und daß seine früheren Reden nur eitel Dunst

und Flunkerei gewesen sind. Ein bitterer Groll wollte oft in ihrem Herzen aufsteigen; doch kämpfte sie ihn jedesmal tapfer nieder. Sie hoffte dann wieder, daß er doch endlich zur Vernunft kommen werde und sah jetzt ein, daß sie beide noch zu jung gewesen zum Heiraten.

Dieser ständige Kummer blieb nicht ohne Einfluß auf die junge Frau, an die der Ernst des Lebens gewichtiger herantrat, als sie sich in ledigen Jahren hätte träumen lassen. Ihr einst so wohlgestalteter Körper magerte ab, das anziehende Gesicht wurde bleich, alternd, und der früher so sonnenstrahlende Blick war in den wenigen Monaten ihrer Ehe trübe und traurig geworden. Der Maschinenschlosser hatte diese Aenderungen gleich gemerkt; aber weit davon, sich die Schuld daran selbst bezumessen, wandte er sich noch mehr von ihr ab und ließ die Frau fühlen, daß sie ihm gar nicht gefalle.

Als ihr dies zum Bewußtsein kam, glaubte sie auch die Gerüchte, die höhrende Zungen ihr zutrug, nämlich, daß ihr Mann sie betrüge, und das tat ihrem Herzen am wehesten.

Also nicht nur vernachlässigt, als eine Magd gehalten, die nur zum Kochen und Waschen da ist, auch hintergangen, betrogen! Das hätte sie von Fritz nie erwartet, von dessen Liebe und Treue sie sich einst goldene Berge versprochen und um dessen willen sie mit dem Elternhause gebrochen hatte.

Auch auf ihre Arbeitslust blieb der seelische Schmerz nicht ohne Einfluß. Den schlaflosen Nächten folgten Tageszeiten der Erschöpfung, der Mutlosigkeit und der Arbeitsunlust. Sie blieb daher mit ihren Wascharbeiten zurück, kam darob mit den Ablieferungen zu spät und verlor in der Folge einen Teil ihrer Kundschaft. Und doch hätte sie gerade jetzt über eine größere Einnahmequelle verfügen sollen, um für sich selbst kräftigere Nahrung beschaffen zu können. Fritz steuerte zu den Haushaltungskosten immer weniger bei, weil er für sich allein immer mehr brauchte, wollte aber doch jeden Mittag und Abend sein gutes Essen und bekümmerte sich gar nicht darum, daß seine Frau am eigenen Munde absparte, nur um ihn zufrieden zu stellen.

Unglücklicherweise waren noch eines Monats mehrere Kunden säumig in Bezahlen der Wäsche. Und wie nun wieder einmal der Fälligkeitstermin für die Rate an das Kredithaus herangekommen war, hatte Anna nicht einmal die Hälfte des nötigen Geldes beisammen.

Fritz Steinhauser ward zornig. „So, kein Geld hast, um an dem Plunder da weiter zu zahlen? Jetzt krieg' ich die Schererei! Das hat

man davon, wenn man heiratet, wo hinten und vornen nichts dabei ist! S' hat mich schon mehr als einmal g'reut, weil ich nit besser zug'schaut hab', und nit so eine nahm, die nit einmal ein paar Bagen mit in die Ehe bringt!"

"So, g'reut hat's dich? Jetzt ist's halt z'pät, leider! Aber ich denk, die Reih' am Neuen ist z'allererst an mir!"

Diese Rede schien er nicht zu verstehen. „Was willst damit sagen?"

„Du fragst noch? Dent', wo am letzten Sonntag g'wesen bist und mit wem, und dent', wie mich betrogen hast, wie das Maidle noch im Ohfen g'wesen ist, darnach, mein ich, brauchst nit mehr z'fragen, warum zuerst ich an eine Neue denken muß!"

Steinhausner war ob dieser Anklagen zu verblüfft, um zu leugnen, zu trotzig und obendrein zu gemein. Weißend entgegnete er: „So, hast anfangs g'merkt, daß ich mein Pläsiel such', wo ich's g'rad find? Meinst, damit könnt'st mir bekommen?" Und er setzte mit einem unsagbar verächtlichen Blicke auf sein Eheweib hinzu: „Da müßt ich ein Andrer sein und du eine Andre!"

Anna hob stehend die Arme zu ihm auf: „Frits, hast denn ganz vergessen, was wir zwei uns am Hochzeitstag versprochen haben, und denkst nit daran, was mit mir werden soll?"

„Mach' mir keine Fagen; damit hast bei mir kein Glück!" sagte er wegwerfend.

Sie sah hilfesuchend in seine Augen. O, wenn er sie an sich gezogen hätte, wie ehemals, und nur mit einem einzigen Worte, nur mit einem stummen Ruffe Verzeihung erbeten hätte. Aber sein Blick blieb lieblos, seine Züge kalt, ja höhrend. Da stieg ihr die Entrüstung aus dem hochklopfenden Herzen.

„Cherloer!" rief sie. „Du verdienst nicht den Namen eines Mannes!"

„Was red'st, dumme Gans?" Er schrie es zornig, faßte die Hilflose an den Armen und schleuderte sie in eine Ecke der Wohnstube, daß der Kopf mit dumpfem Aufschlagen an die Wand stieß. Ohne, daß er sich weiter um sein Weib bekümmerte, trat er in die Kammer, sich unzufliehend, und verließ dann grußlos die Wohnung.

Von diesem Abend an redeten sie kaum mehr ein Wort zusammen. Er gab nur beißende und höhrende Redensarten von sich, und wenn sie schwieg oder gar seufzte, da geriet er außer sich vor Wut, warf ihr an den Kopf, was gerade in seine Hände kam oder sprang auf und schlug sie mit den Fäusten ins Gesicht.

Dabei kam er des Nachts immer betrunken heim, und einmal riß er sie an den Haaren aus

dem Bett und schlug sie so lange, bis er müde war; nur weil sie leise geweint hatte.

Da wankte sie hinaus in die Stube. Lange saß sie fröstelnd, und die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Was nun beginnen? Ausdauern an der Seite dieses Kahlings? Damit er noch fernerhin ihren Leib mit Fäusten schlagen und ihre Ehre mit Füßen treten könne? Nun kam ihr der Gedanke an die Heimat, an Vater und Mutter, mit denen sie sich entzweit hatte, um dieses Mannes willen! Würde man sie daheim aufnehmen?

Sie wollte es versuchen, bei den Eltern Verzeihung zu finden. Lieber alles erdulden, als bei diesem Manne bleiben!

Am Tage packte Anna ihre wichtigsten Sachen zusammen und verließ die Wohnung.

Es war schon Nacht geworden, als sie in das Heimatdorf kam. Mit pochendem Herzen näherte sie sich dem Elternhause und klopfte an den Fensterladen.

„Wer ist draußen?" hörte sie von drinnen die Stimme des Vaters.

„Ich bin es, Eure Anna!"

Eine Weile wars still. Dann sagte der Vater scharf: „Wir haben keine Anna mehr!"

„Deffnet, Vater! Mutter! Ich bin ja so elend!"

„Geh' zu deinem Mann, er soll dir helfen!"

„Verstoßt mich nicht!"

„Du bist's schon lang! Geh'!"

Da sank sie auf die Staffel nieder und schluchzte herzbrechend. Sie wußte, in der Nähe rauschte der Fluß vorbei. Dahin wollte sie gehen. Die reißenden Fluten würden ihr all das Leid vom Herzen nehmen. Was länger zagen? Dort winkt die Erlösung. Und schon wollte sie sich erheben, den unseligen Gang zu beginnen. Da wird innen der Kiegel zurückgehoben, die Haustüre ging auf und des Vaters Stimme klang weich und verzeihend: „Komm!"

Sie erhob sich und wankte in den Hausflur. In den Armen des Vaters ward sie ohnmächtig.

Dann hörten die Eltern und Geschwister schweigend ihren Bericht.

Wie nun einige Tage vorüber waren und Anna sich alle die Vorgänge ruhig überdenken konnte, hegte sie doch den Wunsch, ihr Gatte möge zu ihr kommen, ihre Verzeihung zu erbitten und sie wieder mitzunehmen. Ja, am nächsten Sonntag erwartete sie ihn ganz bestimmt und bewog sogar die Mutter, seine Liebesspeise zu kochen. Aber er kam auch an diesem Tage nicht und an keinem andern. Auch sonst kein Zeichen von ihm.

Das tat ihr sehr wehe. Sie schloß richtig,

daß er vielleicht froh war, um aller Verpflichtungen ledig zu sein. Er konnte sich jetzt ungehindert dem Wirtshause, den Vereinen, seinen Freundinnen und Freunden widmen. Und so war's auch. Jeden Pfennig Verdienst opferte Steinhauser seinem Vergnügen. An den Möbeln zahlte er nichts mehr ab. Schließlich kam der Inhaber des Kreditkaufhauses und ließ die ganze Wohnungseinrichtung entfernen. Die daran abbezahlten Gelder waren verloren. Der Maschinenschlosser ging wieder in eine Schlafstelle.

Dahem im elterlichen Hause schenkte Frau Anna einem schönen Knäblein das Leben. Steinhauser bekümmerte sich nicht im geringsten darum. So verging fast ein Jahr.

Fritz Steinhauser war nicht mehr bloß ein Vergnügungs- und Genußmensch, er war direkt ein Trinker, ein Lump geworden, dem es auch nicht mehr darauf ankam, die Arbeit in der Fabrik liegen zu lassen und zechen zu gehen. Oft löschte er beim Mittagessen seinen Durst in so ausgiebiger Weise, daß er nachmittags halb betrunken zur Arbeit kam und so an den Maschinen herumhantierte.

Schon mehr als einmal hatte er sich dieserhalb von der Werkleitung Warnungen zugezogen. Nach ernstlichen Vorhalten tat es acht bis vierzehn Tage gut, dann aber verfiel der erst 28jährige Mensch wieder in die alten Gleise der Lotterei und der Trunksucht. Aus dem einst so tüchtigen Arbeiter, der in nüchternen Stunden sein Geschäft verstand wie kaum ein anderer, war ein verachtungswürdiger Tropf geworden, dem auch jede Energie fehlte, um sich aufzuraffen und zu sagen: „Jetzt ist's genug!“

Da ereilte ihn das Verhängnis in einer schauerlichen Weise.

Wieder einmal nicht mehr ganz nüchtern zur Arbeit gekommen, wollte Steinhauser unter einem hängenden Kessel voll Vitriollauge durchgehen. Er bückte sich nicht tief genug, stieß mit dem Kopfe an das Gefäß, und ein Teil des Inhalts ergoß sich über das Gesicht des Unglücklichen.

Als man den gräßlich stöhnenden Mann ins Krankenhaus geschafft hatte, schüttelte der Arzt bedenklich den Kopf, und nach einer halben Stunde hatte man festgestellt, daß beide Augen verloren waren.

Die Zeitungen meldeten den Vorfall; so erfuhr auch Frau Anna davon. Ein Stich drang durch ihre Seele, und das erste Wort aus ihrem Munde war: „Vater, jetzt muß ich zu ihm!“

Schon am nächsten Tage beehrte das junge Weib, ihr Kind auf dem Arme, Einlaß ins Krankenhaus und bat um die Erlaubnis, den erblindeten Fritz Steinhauser besuchen zu dürfen.

Aber, wie entsetzte sich Anna, als sie den Unglücklichen vor sich sah. Sein einst so schmüdes Gesicht war auf das Gräßlichste entstellt. Sie hätte aufschreien mögen vor Weh. Doch bezwang sie sich tapfer. Nur ein quälender Gedanke der Reue legte sich schwer auf ihre Seele: Wäre sie diesem Manne, der nun doch einmal ihr Ehegatte war, nicht davongelaufen, vielleicht hätte sich dann dieses schreckliche Unglück nicht ereignet!

Da sagte sie mit leiser, zitternder Stimme: „Fritz, ich bin da, dein Weib!“

Ein Kuck ging durch den Körper des Leidenden, und es war, als ob ein leises Beten von seinen Lippen stiege. „Anna! Anna! Ist das möglich?“ Und seine Hände erhoben sich tastend.

„Fritz, da ist unser Kind das Josefle! Ein schönes Buble ist's!“ Sie hielt ihm den Kleinen unter die Hände, daß er das Gesichtchen besüßeln und die runden Arme drücken konnte.

Dann betete Fritz Steinhauser wirklich! Wesen Feder vermöchte zu schildern, was in diesen Augenblicken in der Seele des schwer heimgesuchten Mannes vorging! Jetzt erst schluchzte Anna laut auf. Die Krankenwärterin trat zur Seite; auch in ihren an menschliches Elend gewohnten Augen schwebten Tränen.

Wochen vergingen. Dann ward Fritz Steinhauser entlassen. Er war ein blinder Mann. Frau Anna holte ihn ab und führte den Gatten in ein einfach aber behaglich eingerichtetes Heim, für das sie und die Eltern daheim Sorge getragen hatten. Die Unfallrente bewahrte die Familie vor den bittersten Nahrungssorgen, und fürs andere waren die Hände und der rege Fleiß der Frau Anna da, die ihre Tätigkeit als Wäscherin wieder aufgenommen hatte.

Bis in ihr spätes Alter stand das schwergeprüfte Weib an der Waschbütte, und nie kam eine Klage über ihre Lippen.

Nur in ganz kummervollen Stunden sprach ihre Seele leise den Vorwurf: „O wenn ich auf Vater und die Mutter gehört hätte!“

Humoristisches.

Drastisches Mittel. Tourist: Haben Sie denn keine Bijoule bei sich, daß man das Echo höre.“ — Schiffer: „Sell net, aber mit a Watschen könnt' ma 's probieren.“

Im Vertrauen. Landesfürst (der bei einem Schützenfest eingeladen wird, ebenfalls einen Schuß zu tun): „Ja, meine Herren, ich würde Ihnen gern den Gefallen tun, wenn ich nur sicher wäre, daß ich mich nicht unter Ihren Augen als schlechter Schütze zeige! — Schützenhauptmann (vertraulich): „Nur frisch d'rauf los, Hobeit — der Zieler weiß schon, was er zu tun hat.“